

*Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen
Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr*

Religiöse Besinnungstage für Politikerinnen und Politiker vom 9.-11. Januar 2015
im Kloster Maria Laach

**„Geistliche Rahmenordnung für Christen in persönlicher Nachfolge und
gesellschaftsrelevanter Verantwortung“,
Sonntag, 11. Januar 2015, 10.45 Uhr, 4. Vortrag,**

**„Mission als Herausforderung – Impulse zur Evangelisierung
in der Ökumene von Welt und Kirche“**

I.

Zum Urauftrag jedes Christen und der Kirche gehört die Mission, d. h. die unaufgebbare Sendung, den Glauben für unterschiedliche Menschen in unserer Welt verkündend zu leben. Dieser Sendungsauftrag ist so explizit wie einmalig. Der Schlussakkord des Matthäusevangeliums beschreibt ihn eindeutig: „Geht hinaus zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten haben. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19-20). Diese Sendung hat einen eindeutigen Auftrag und braucht dafür ein entsprechendes Sendungsbewusstsein. Für uns Christen ist dies eine Sendung in die Welt, d. h. in die klassische Ökumene, die uns das Neue Testament vor Augen stellt, geht es doch um die Kommunikation mit dieser Welt, die für die gesamte Verkündigung Jesu typisch ist. In der Kraft seines Geistes geht sie auf kreativ neue Weise nach seinem Tod und seiner Auferstehung bis heute weiter. Die Kommunikationsgesetze Jesu sind dabei unsere. Sprichwörtlich schaut er „dem Volk aufs Maul“ und spricht die Sprache der Menschen. Gerade seine Gleichnisse und Gesetzesauslegungen zeigen, wie sehr ihm die gesamte Welt der Leiden und Nöte, des Suchen und Fragens der Menschen am Herzen liegt. Alles was ist, ist der Auslegung für das Leben im Horizont der Gottesherrschaft fähig. So öffnet Jesu den Menschen Ohren und Herzen, nimmt ihnen vor allem ihre Hartherzigkeit und Schwerhörigkeit. Zur Kommunikationskunst Jesu gehören nicht nur seine Worte, sondern auch seine Gesten, seine Handlungen, seine gesamte Gestalt. Die Empfänger dieser Kommunikation sollen dabei wahrgenommen werden wie Kinder, die aufnahmefähig und lernbereit sind. Seinen Zeichenhandlungen zu glauben, seinen Worten Vertrauen zu schenken und von seiner

Persönlichkeit bleibend fasziniert zu sein, bedeutet wirklich zu glauben, dass Gott selbst Jesus sendet, auf vertraute und überraschende, oft aber auch vergessene Weise im eigenen Leben vorkommt und dass Gott diesem Leben eine neue Qualität gibt, gleich, ob es sich um Gute oder Böse, Sieger oder Verlierer, Bekannte oder den gänzlich Anderen handelt. Dass es in dieser Mission Krisen gibt, zeigen die Evangelien; die zum Teil heftig andauernden Misserfolge, die sich im Laufe seiner Verkündigung beobachten lassen, lassen Jesus jedoch nicht von seinem Urvertrauen Abschied nehmen, auf die Ernte zu setzen (vgl. Mk 4,1-29). Das wunderbare Gleichnis vom kleinen Samenkorn, dem zugetraut wird, eine große Pflanze auszubilden, so dass die Vögel in ihrem Schatten nisten können (vgl. Mk 4,30-34), zeigt, welche Kraft Jesus seiner Mission in die Ökumene, also in die Welt hinein, zutraut.

Die Menschen, die Jesus bei seiner Mission dabei vor Augen hat, sind solche, die der Umkehr bedürftig sind. Sonst würden sie dem Leben nicht standhalten, würden an ihren eigenen Sünden sterben, wären verloren, wenn nicht der Retter käme, um nach ihnen zu suchen (vgl. Lk 13,1-8). Vor allem sieht Jesus aber immer wieder die Not, die behoben werden muss. Das große Leitbild ist das verlorene Schaf, das in die Irre gegangen ist und vom Hirten gesucht wird. Noch weit stärker wirkt diese Ökumene in der alles überstrahlenden und überwältigenden Einsicht in die Gabe Gottes, nämlich des ewigen Lebens, das allen Menschen gegeben werden soll (vgl. Lk 15). Wichtig ist, dass für Jesus das verlorene Schaf immer noch zur Herde des Hirten gehört und der verlorene Sohn immer das Kind seines Vaters geblieben ist, auch in der Fremde (vgl. Lk 15,1-10. 11-32). Der Weinberg gehört ebenfalls immer noch seinem Besitzer, auch wenn die Pächter nichts bezahlen und die Knechte misshandeln, sogar den Sohn töten (vgl. Mk 12,1-12). Es geht Jesus also um den Menschen in der gesamten Ökumene, also in der gesamten Welt, zuerst in Israel, denen er Gott unendlich nahe bringen will, eben als seinen Vater, dessen Herrschaft er verwirklichen hilft, dessen Namen er heiligt, dessen Willen er erfüllt und deshalb hilft, alle Menschennot zu verwinden (vgl. Lk 11,1-4). Das Gottesbild Jesu und die Gottesbeziehung zu seinem Vater prägt sein Menschenbild und seine Beziehung zu den Menschen. Niemand wird von Gott vergessen, verachtet und verlassen. Alle sind von Gott geliebt. Das ist der Kern des universalen Heilswillens und der Mission Jesu. Die Aufgabe der Kirche ist es, diese Botschaft zu vermitteln und zu leben. Das ist der reinste Kern ihres Wesens, worauf die Menschen im Innersten ihres Herzens immer schon warten, weil Gott ihnen die Sehnsucht eingepflanzt hat, das Wort der Erlösung zu hören. Hier gewinnt auch das Wort von der Gottesherrschaft seine Plausibilität, das Jesus zum Hauptwort seiner Predigt macht. Die Gottesherrschaft ist das

wesentliche Echo der prophetischen Verheißungsworte der Heiligen Schrift. Es bekommt deswegen einen neuen Klang, weil es mit der Stimme und den Worten Jesu verschmilzt. Es ist das zusammenfassende Wort aller Versprechungen und prophetischen Weissagungen, an die fast keiner mehr zu glauben wagte, nun aber im Blick auf Jesus als zukünftig wahr anzunehmen bereit ist. Es sind aber auch die nicht zu vergessen, die diese Botschaft ablehnen. Je größer diese Botschaft aber gedacht wird, umso mehr ist sie wahr, denn die Gottesherrschaft soll in all ihren Dimensionen wahrgenommen werden, die Jesus eröffnet. Darum wird Jesus selber zum großen Hörer auf die Menschen, ihre Fragen und Nöte, ihre Sünden und Schuldgeschichten wie auf ihre Bitte um Barmherzigkeit, also um Teilnahme am Leben Gottes selbst. Das Tun Jesu ist Mission, oder mit einem Wort der Heiligen Schrift, das Tun Jesu ist sein Evangelium, sein Handeln in Wort, Tat und Person, es ist Gegenwart der Gottesherrschaft schlechthin.

Diese Logik gilt auch für die Menschen, für ihre Suche nach eigener Heilung wie für ihre Suche nach Gott. Jesus entzieht sich diesen Fragen nicht. Gerade die Frage der Johannesjünger: „Bist du der, der da kommen soll, oder müssen wir auf einen anderen warten?“ (vgl. Mt 11,2 ff; Lk 7,18 ff), zeigt eine interessante Pointe: Es sind die Beobachtungen, die der Mensch in seinem Leben macht, die ins Licht der Heiligen Schrift gestellt werden und erkennen lassen, dass Jesu Mission sich erfüllt. Die reichhaltigen Bilder des Propheten Jesaja (vgl. Jes 35,4 ff), die Metaphern und Bilder für das Unvorstellbare des vollkommenen Heiles und des ewigen Lebens zeigen sich in Ereignissen, die zum Zeichen, zum realen Symbol werden, in dem das Heil der Gottesherrschaft ankommt. Wer Jesus ist, das erkennen die Menschen am besten, wenn sie hören und sehen, was seine Worte ausdrücken und seine Taten bezeugen und bewirken.

Aber schon das Evangelium bezeugt, dass diese Gegenwart Gottes in Jesus nicht anerkannt wird. Bis heute ist dies so geblieben. Wenn schon die Jünger des Täufers nach Jesus und seiner Sendung fragen, so wundert es nicht, dass dies heute auch immer wieder geschieht, bzw. gar nicht mehr gefragt wird und erkannt ist. Jesus selbst ist, so die Evangelien, mit einer Fülle von Fragen konfrontiert, als Ausdruck von Skepsis und Kritik, von unsicherer Neugier und ungläubigem Interesse, Zeugnis von Unverständnis wie von großer Intelligenz. Bedeutsam ist, dass es ohne solche Fragen allerdings auch kein Verstehen gibt: für ihn, sein Hören und Sprechen, sein Tun und Lassen. Denn: Was er sagt, ist so unglaublich, dass es nicht einfach geglaubt werden kann. Bestätigt Jesus doch nicht einfach alle Befürchtungen

und Erwartungen, die er auslöst, sondern konfrontiert sie kritisch mit dem Wort, das er von Gott bringt, in Person ist und in dem Gottes Herrschaft gegenwärtig wird.

II.

Welche Gesten und Lebenswirklichkeiten sind es, in denen heute die Mission Jesu fortgesetzt wird als eine Evangelisierung in die Ökumene der Welt und der Kirche hinein? Geht es doch darum, unter heutigen, radikalisierten modernen Bedingungen, dieses Wort denen zu sagen, die Fragen haben und suchen, vor allem als Bezeugung der eigenen Überzeugungen, die sich dem vernünftig zugänglichen Glauben erschließen.

1. Geteilte Freundschaft

Jesus ist offen für die Menschen, denen er das Evangelium bringt. Seine Worte entsprechen seinem Tun, sein Reden seinem Handeln, so wie später sein Leben seinem Leiden entspricht. Was Jesus spricht, das denkt und bezeugt er. Was Jesus glaubt, das verkündet er. Er geht darum den Weg der Gewaltlosigkeit, der der reinste und heilste Kern des Ursprungs seiner Sendung ist, weil er aus reiner Liebe kommt und reine Liebe ist. So bezeugt es vor allem das Johannesevangelium. Dieser Weg von Liebe ist darum einer von größter Freiheit. Es fällt immer wieder auf, dass Jesus in großer Offenheit und geteilter Freundschaft den Menschen begegnet, bis hin zum Passahmahl, das Jesus von seinen Jüngern vorbereiten lässt und in Räumen seiner Freunde in Jerusalem begeht (Mk 14,12-15). Jesus setzt darauf, dass ihm die Möglichkeiten eingeräumt werden, die er braucht, um bei den Menschen anzukommen und seine Sendung zu leben. Solches bestimmt auch das Stilprinzip der Aussendungsreden, wie sie bei Markus und Lukas überliefert sind (vgl. Mk 6,6 b-13; Lk 10,1-16). Es ist immer wieder die Gastfreundschaft derer, denen das Evangelium gebracht werden soll, auf die Jesus setzt: „Bleibt in diesem Haus. Esst und trinkt, was man euch vorsetzt ...“ (vgl. Lk 10,7).

Eine Evangelisierung in die Ökumene der Welt und der Kirchen hinein, ist, getreu dieses Nachfolgeprinzips und der Verantwortung für ein geteiltes Leben mit allen Menschen, eine Evangelisierung der geteilten Freundschaft. Bei allen Unterschieden in den Sendungen, gibt es, nicht nur um des Humanums, sondern auch um des Glaubens willen, einen geteilten Boden von Freundschaft durch gemeinsame Verantwortung und gemeinsam geteilte Fragen (,wenn auch mit unterschiedlichen

Antworten). Die Sendungen der Christen bezeugen: geteilte Freundschaft ist Mission. Hier wird die radikalisierte Moderne ernst genommen, hier die Fähigkeit einer sich neu ausbildenden Kirchlichkeit und ökumenischer Verbundenheit, die vor allem vom Geist getragen ist, aber auch dem Rechnung trägt, was aus der Vielschichtigkeit urbanen Lebens und den verschiedenen Formen von Vergemeinschaftung erwächst, die zu jeder Gesellschaft gehören.

In der Ökumene der Welt werden uns, je weniger Menschen mit verschiedenen Glaubensgeschichten und der Kirchengeschichte verbunden und mit ihr konfrontiert sind, offene Lebensfragen gestellt und wenig Vorbehalte entgegengebracht. Hier liegt eine Chance zu einer Form der Evangelisierung, die durch das persönliche Lebensbeispiel erfolgt und in der reflektierten Annahme der Freiheit und Liebesfähigkeit jedes Menschen wie auch der vorraussetzungslosen Annahme des Gegenübers als Anderen geschieht. Das macht das Wesen geteilter Freundschaft aus und beweist, was Jesus den Johannesjüngern sagt, die wissen wollen, ob er der Messias ist. Er antwortet sinngemäß: Sagt, was ihr seht; so ist Gottes Reich gegenwärtig: in geteilter Freundschaft.

2. Frieden

Die Sprache, die jeder Mensch verstehen kann, ist die des Friedens und nicht die der Gewalt. So der Mensch nicht ideologisch verblendet, seelisch krank oder politisch verführt ist, ist der Friede für alle die Sprache der Sehnsucht nach Heil. Der Friede ist vor allem die Sprache Gottes für die Welt. Paulus reflektiert dies in den ersten Gemeindeordnungen der frühen Kirche und verweist in seinen Familientafeln darauf, dass Gott unser Friede ist (Eph 4). Für das Werk eines solchen Friedens braucht es die Annahme der Charismen, um vor allem in wahrer „Gerechtigkeit und Heiligkeit“ (Eph 4,24) zu leben, sich nicht durch den Zorn zur Sünde hinreißen (Eph 4,25) und über die Lippen nur ein gutes Wort kommen zu lassen, „dass den, der es braucht, stärkt und dem, der es hört, Nutzen bringt“ (vgl. Eph 4,29). Darum sollen die Christen gütig zueinander sein, barmherzig, einander vergebend (Eph 4,32). So wird durch das Tun bezeugt, was die Einheit der Menschen hervorbringt, nämlich der Friede, der in Christus gegenwärtig ist. Es zeigt sich hier sehr deutlich, was das Geheimnis Jesu in aller Zuspitzung ist: die Zuwendung Jesu zu den Menschen um Gottes Willen korrespondiert seinem Anspruch. Seine Fähigkeit, zu hören und zu teilen, ist die

andere Seite der Fähigkeit, zu reden und zu geben. Das ist ein Weg zum Frieden, der für die Ökumene der Welt wie auch der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften richtungweisend ist.

Darum entspricht es gerade einer ökumenischen Verantwortung in der Politik, aus der Konsequenz des Glaubens heraus einen gemeinsamen Beitrag aller, die Christen heißen, für die Nöte der Menschen unserer Zeit bereit zu halten. Hierin liegt mehr Kraft für eine Ökumene des Gemeinsamen, als viele erahnen, weit über alle dogmatischen und rechtlichen Verständigungen hinaus. Die drängenden Fragen, die alle Menschen beschäftigen, gemeinsam lösen zu wollen, ist ein Teil der Hilfe, die wir Christen als Beitrag zur Linderung der Nöte der Menschheit und der zentralen Fragen unserer Zeit leisten können.

In der Seelsorge als Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr wird dies gerade im alltäglichen Leben der Soldaten wie auch ihrer Familien, vorzugsweise in Auslandseinsätzen und in der Folge davon, deutlich. Ökumene baut Brücken sogar über den Raum der Christen in den Raum der anderen Religionen hinein. Hier eine Sprache des Friedens zu sprechen, die um der Würde der Menschen und des Rechts auf ihre Freiheit willen alle betrifft, ist nicht nur eine der politischen Taktik geschuldeten Haltung, sondern eine aus dem Wesen des Glaubens und seines innersten Glutkerns selbst kommende Forderung an uns. Gerade die Reinheit des Anfangs des Christseins und der Kirche, der nichts anderes ist als vollendete Versöhnung, als Umkehr und Stellvertretung für die anderen sowie Brücke über dem Abgrund des Todes, zeigt, welche politische Bedeutung aus einer solchen Glaubenshaltung erwachsen kann.

Diese hat auch friedensethische Folgen angesichts der ungeheuren Gewaltexplosionen, die wir in den letzten Jahren und Jahrzehnten erleben und die einzuhegen in globalisierten Bezügen Aufgabe aller ist und bleiben wird. Konkret bedeutet das, dass ich z. B. der Überzeugung bin, dass die Auslandseinsätze der Bundeswehr nicht weniger werden und darum die friedensethischen Reflektionen im globalisierten Maßstab zunehmen werden, die alle, die politische Mitverantwortung tragen, bewegen müssen. Hierbei ist angesichts der Formen von Gewalt, die wir erleben, nicht nur die Frage nach dem gerechten Frieden immer wieder neu zu stellen, sondern auch auf eine

provozierend neue Weise zu fragen, was möglicherweise unter heutigen Bedingungen ein gerechter Krieg ist, eine Lehre, die viele glaubten, in der neuen Weltordnung überwunden zu haben. Aber das Gebot „Du sollst nicht töten“ ist unbedingt zu ergänzen um das Gebot „Du sollst nicht töten lassen“, weil jeder Mensch ein Recht auf die Unversehrtheit von Leib und Seele (und Geist) hat. Sofern er sich selbst nicht verteidigen kann, ist es das unbedingte Gebot für andere, ihn zu schützen.

An dieser Stelle kann eine Kraft der Ökumene sowohl für die Welt als auch für die Kirchen wachsen, die uns historisch an das zurückerinnert, woher die ökumenische Bewegung existenziell stammt, nämlich aus den Kriegsgräben des Ersten Weltkriegs und den Gefängniszellen der Nationalsozialisten, den grauenhaften Erfahrungen der Konzentrationslager und der Verfolgung, des gemeinsamen Mutes und der gemeinsamen Angst im Widerstand. Gerade um des gemeinsamen Fundamentes im Glauben willen, gibt es die ethisch unbedingte Einladung zu einem Haltungswechsel, weg von der Perspektive „Was können wir für uns erwarten?“ hin zu der erlösenden Perspektive „Was können wir für andere tun, und was ist unser Beitrag für die anderen?“ [Von anderen Beispielen, wie z. B. vom gemeinsamen Sozialwort der Kirchen von 1997 oder dem konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung oder der Bedeutung des Menschenbildes der christlichen Wertetradition, von den Grundorientierungen der sozialen Marktwirtschaft in unserem Land, wird hier nicht weiter gehandelt.] Es bleibt hoch bedeutsam, den Frieden auch als Thema zwischen den Konfessionen und erst recht zwischen der Religionen voranzutreiben, weil es ohne den Frieden zwischen den Konfessionen und den Religionen auch keinen Frieden zwischen den Kulturen und Völkern geben wird.

3. Gott

Die unvorstellbar rasch wachsende Zahl von Menschen, die überhaupt keinen Sinn mehr für die Dimensionen des Göttlichen, erst recht nicht für den personalen Gott und für die daraus erwachsenen Werteorientierungen haben, macht die Ökumene der Welt und der Kirchen im Blick auf die Bezeugung Gottes als gegenwärtig, werteorientierend wie sittlich unbedingt verpflichtend, zu einer, wenn nicht sogar zu der wichtigsten Herausforderung unserer Tage. Der Beitrag der Christen für unsere

Gesellschaft und unser Staatswesen besteht gerade in der unbedingten Bedeutsamkeit einer im übertragenen Sinne bedeutsamen „Relativitätstheorie“, von allem im Blick auf den Absoluten, auf Gott. Hier erst wird, gerade angesichts der Unverfügbarkeit des menschlichen Lebens und seiner Geheimnishaftigkeit, deutlich, welchen Sinn es hat, von der unbedingten Würde des Menschen, von der Freiheit und von der Unbedingtheit des Rechts nicht nur zu sprechen, sondern von hierher auch zu handeln. Die Leidenschaft unserer Anwaltschaft für das Leben und den Menschen wird, gerade wenn wir es selbstlos um Gottes Willen tun und dieser Sendung mit einem klaren Sendungsbewusstsein folgen, manche Debatte verkürzen können, die fragt, welchen Platz überhaupt das Christentum und die Kirchen in unserer radikal modernisierten Gesellschaft einnimmt oder einnehmen soll.

Gleiches gilt für die zutiefst originären, bereits kurz benannten Themen des Christentums, nämlich für Tradition und Gemeinschaft. Tradition meint hierbei nicht die Erinnerung an verstaubt Gewesenes, sondern jene Herkünftigkeit, die unsere Kultur bestimmt, unser gesellschaftliches Leben prägt und deren Verwurzelung in der Botschaft der Bibel wie auch ihrer großen Themen (von der unverfügbaren Gnade Gottes, über die Freiheit des Menschen bis hin zu den zehn Geboten, den Werken der Barmherzigkeit usw.) bezeugt, dass es nämlich eine Solidarität gibt, die für alle Menschen unter den Bedingungen unserer Zeit gilt und die aus sich heraus plausibel ist. Aus der Anerkennung des Primates Gottes folgt eine demütig machende, heilsame Fähigkeit zur Selbstbegrenzung. Sich um anderer willen und wegen deren Wohl zu beschränken, auf Wohlstand zu verzichten, ökologisch und ökonomisch neue Gerechtigkeitsperspektiven in den Blick zu nehmen, moralische Motivation und ethische Kraft zu einer Kultur der Nachhaltigkeit in allen Lebensbereichen zu entwickeln, braucht zunehmen die Fähigkeit zur Selbstbegrenzung. Die ethische Kraft, die dabei aus einem existentiell bedeutsamen Gottesglauben stammt, ist nicht zu unterschätzen. Hier entwickeln sich jene Maßstäbe für eine neue Gestalt des Christseins, die sich weniger auf die altbekannten Strukturen verlassen wird, als auf die Kräftigkeit ihrer Ursprungsintention und der Reinheit ihres Anfangs. Nicht umsonst geht es Jesus um die Gottesherrschaft, nicht umsonst um Gemeinschaft als geteilte Freundschaft und nicht umsonst um den Frieden.

III.

Da wir am Ende der Weihnachtszeit stehen und heute das Fest der Taufe des Herrn begehen, schließe ich mit zwei bescheidenen Hinweisen auf Maria und Josef, die, so die Kindheitsgeschichten des Neuen Testaments, erkennen lassen, wie aus dem Staunen und Fragen zweier Menschen ein Glaube wächst, der alltagstauglich ist, sowie sprichwörtliche Folgen für die gesamte Ökumene, die ganze Welt und die Kirche hat. Hier zeigt sich, wie aus einem genauen Hinschauen ein Nachdenken kommt, das zum Verstehen führt und vernünftig ist, also allen Menschen im Prinzip zugänglich bleibt. Wenn das in diesen Tagen Bedachte einem solchen Glauben dient und ein darin geformtes vernunftgemäßes Verstehen nach vorne treibt, dann ist für die geistliche Rahmenordnung von Christen in persönlicher Nachfolge und gesellschaftsrelevanter Verantwortung viel geschehen.

1. Josef erhält vom Engel im Traum zwei große Aufgaben. Er soll zum einen Maria als seine Frau annehmen und dem Kind, das sie zur Welt bringen wird, den Namen Jesus geben. Dieser Name bedeutet soviel wie „Gott hilft“. Beides, was ihm verheißen wird (vgl. Mt 1,20. 21), das tut Josef (vgl. Mt 1,24.25). Die Kindheitsgeschichte des Matthäus zeigt zudem die Tatkraft und Energie des Josef, erlebt er doch das Drama einer Migrantenfamilie, so müssten wir heute sagen, um zu verstehen, um was es geht. Dabei ist für Matthäus bedeutsam, die Vaterschaft Jesu nicht biologisch, sondern ethisch und theologisch zu bestimmen. Elternliebe ist nicht an Gene gefesselt; in wahrer Liebe, wahren Glauben und wahrer Hoffnung kann sie die Grenzen der Biologie bei weitem überschreiten. Und was wären wir ohne solche Liebe, ohne solchen Glauben und ohne solche Hoffnung? Schließlich darf erinnert werden, dass die Leute, die später im Matthäusevangelium eine Rolle spielen und Jesus nicht verstehen, fragen: „Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns“ (vgl. Mt 13,55)? Sie wissen dabei gar nicht, wie sehr sie mit ihrer Skepsis recht haben. Ihre Frage ist doch ein Hinweis darauf, wie schwer es ist, Jesus als Messias, als Erlöser und Heiland zu erkennen, obwohl sie ihn zu kennen meinen und dabei doch nur oberflächlich betrachten. Ab diesem Zeitpunkt wird es um Josef in der Heiligen Schrift still. Das gehört auch zur geistlichen Rahmenordnung von Christen, nämlich die Fähigkeit zu entwickeln, zurückzutreten und still zu werden, um dem Größeren Platz zu machen.
2. Und schließlich Maria. Sie ist ein junges Mädchen in einem fernen Winkel Palästinas; ihr geschieht Unglaubliches. Sie versteht es aber, im Magnificat die richtigen Worte

zu finden, um sowohl das Heilshandeln Gottes an seinem Volk zu besingen, von dem alle Menschen profitieren können, als auch dieses Tun mit der Gnade zu verbinden, die sie selbst erfahren hat. Sie wird dabei zu einer Mutter, der ihr Kind so sehr ans Herz wächst, dass ihre Liebe nicht blind macht, sondern sehend wird. Lukas beschreibt in seinem Evangelium am Ende der Weihnachtsgeschichte Folgendes: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“ (vgl. Lk 2,19). Was im Herzen bewegt wurde, meint wörtlich, dass Maria alles, was geschehen war, „zusammenbrachte“. Wir könnten auch sagen: Weil sie aufmerksam ist, sich erinnern kann, Zusammenhänge erkennt, wird sie diejenige, die weiß, wer ihr Sohn ist, auf dem Weg von Bethlehem zur Geburt in Nazareth und zum Besuch der Hirten. Die Nachdenklichkeit, Klugheit und Intelligenz, aber auch die Herzlichkeit der Maria, die uns die Evangelien an Weihnachten zeigen, sind darin begründet, dass sie am Leben Jesu als Mutter teilnimmt. Auch das gehört zur geistlichen Rahmenordnung für Christen in persönlicher Nachfolge und mit gesellschaftsrelevanter Verantwortung, nämlich beständig geistlich am Leben Jesu in allen seinen Dimensionen teilzunehmen und sich davon prägen zu lassen.

Wo solches gelebt wird, erhält die Mission, die zum Wesen des Christseins gehört, ihre Gestalt als Sendung in die Ökumene von Welt und Kirche, wird damit zu einem Auftrag, zu einer Vollmacht und zu einem Dienst an den Menschen – um Gottes Willen.